

*Kaiser-El-Safti, Margret (2001). Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie. Immanuel Kants kritische Einwände und ihre konstruktive Widerlegung. Würzburg: Königshausen & Neumann.*

Kants wissenschaftliches Werk stand an einer entscheidenden Phase des Umbruchs von der Dominanz spekulativen Denkens zur Dominanz erfahrungswissenschaftlichen Forschens in der Psychologie und anderen Wissenschaften. Standen rationale und empirische Psychologie in den beiden von Christian Wolff verfassten Schiften zur *Psychologia empirica* (1732) und zur *Psychologia rationalis* (1734) noch formal gleichwertig da, so markiert Kants Zweifel an der Möglichkeit einer *psychologia rationalis* eine Zäsur hinsichtlich der Rolle der Psychologie in der deutschen Aufklärungsphilosophie. Kants Argumentation in der Kritik der reinen Vernunft zielt bekanntlich darauf ab, dass das transzendente Ich als „bloße Form des Bewusstseins“ weder anschaulich noch begrifflich erfasst werden kann und daher eine rationale Psychologie als Wissenschaft nicht möglich sei. Daher, so fährt Kant fort, „kann die Psychologie auch schwerlich jemals auf den Rang einer philosophischen Wissenschaft Anspruch machen“ und „...es bleibt uns nichts übrig, als unsere Seele an dem Leitfaden unserer Erfahrung zu studieren“ (Kritik der reinen Vernunft, S. 382).

In ihrem Buch *Die Idee einer wissenschaftlichen Psychologie* setzt sich Margret Kaiser-El-Safti mit diesen kritischen Einwänden Kants gegen die „Wissenschaftsfähigkeit“ der Psychologie in der Absicht einer „konstruktiven Widerlegung“ auseinander. Sie tut dies allerdings vor dem Hintergrund des historischen Faktums, dass sich die Psychologie trotz des Kantischen Verdikts gleichsam „mit Kant an Kant vorbei“ im 19. Jahrhundert explizit als wissenschaftliche Disziplin verstanden und entwickelt hat, allerdings um den Preis eines weitgehenden Verzichts auf eine philosophische und erkenntnistheoretische Bestimmung ihres Forschungsgegenstands. Dieses Ringen um den eigentlichen Gegenstand von Psychologie sieht Margret Kaiser-El-Safti – mit Recht – viel stärker in den vor allem mit der Brentano-Schule verbundenen „Nebenlinien“ der Psychologie vertreten als in der von Wundts Labor ausgehenden Institutionalisierung der Psychologie als Wissenschaft. Gleichfalls zu Recht lenkt Margret Kaiser-El-Safti in diesem Zusammenhang den Blick auf die Wahrnehmungslehre, die im naturwissenschaftlich orientierten Mainstream sehr viel stärker der Idee einer Analyse (vorwiegend visueller) „Sinnesdaten“ verhaftet blieb, während sie in der von Brentano ausgehenden phänomenologischen Tradition stets von der Vorstellung einer „leibhaften“, alle

Sinne und auch das Fühlen einschließenden Theorie der sinnlichen Erfahrung ausging.

Insofern mag der Untertitel des Buchs, der eine konstruktive Widerlegung der kritischen Einwände Kants gegen die Wissenschaftlichkeit der Psychologie verspricht, vielleicht sogar falsche Erwartungen wecken. Die zentrale Intention des Buches scheint mir nämlich weniger in der Absicht zu liegen, eine neue Sicht Kants oder einer Kantrezeption zu liefern, als darin, die weniger beachteten „Nebenlinien“ hervorzuheben, in denen gleichsam an Kant vorbei oder sogar in Opposition zu ihm ein weniger an Rationalität und „Vernunft“ orientiertes Bild des Menschen für die Konzeption des Gegenstandsfeldes von Psychologie entwickelt wurde, als dies in der neukantianischen Tradition der Fall war.

Dennoch reizt das Buch natürlich nicht zuletzt im Hinblick auf das anstehende „Kant-Jahr“ 2004 zu einer Diskussion der darin vertretenen Ideen über Kants Sicht der Psychologie. In dieser Hinsicht habe ich allerdings schon gegen die Ausgangsprämisse im Vorwort des Buches Bedenken, in der Kaiser-El-Safti Kant unterstellt, „schon der Möglichkeit einer empirischen Psychologie nicht zuzustimmen“. Was Kant in erster Linie nicht für möglich hielt, war eine rationale Psychologie im Sinne Wolffs und der deutschen Schulphilosophie, und wenngleich Kant der Psychologie als empirischer „Physiologie des inneren Sinnes“ nicht den Rang einer „philosophischen Disziplin“ zubilligen wollte, so hat er sie doch durchaus nicht für unmöglich gehalten. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht stellt im Grunde, auch wenn sie sich nicht auf eigene, systematisch betriebene Empirie im Sinne des neuen, naturwissenschaftlichen Wissenschaftsparadigmas stützt, doch ein Kompendium der empirischen Psychologie seiner Zeit dar. Dass Kant, wie Kaiser-El-Safti an dieser Stelle (S. 165) hervorhebt, seiner Anthropologie nicht „den Rang einer förmlichen Wissenschaft“ zubilligen wollte, ist unbestritten; gerade die Redeweise vom „bloß Empirischen“, in die Kant immer wieder verfiel, zeigt ja, dass er noch ganz dem idealistischen Zugang „von oben“ verhaftet war, wie es später Fechner in der Einleitung seiner Vorschule der Ästhetik anschaulich formulieren sollte: ein „Riese auf thönernen Füßen“.

Dennoch sehe ich zwischen der kantischen Wissenschaftsauffassung und der sich vornehmlich unter dem Einfluss der Naturwissenschaften entwickelnden „wissenschaftlichen Psychologie“ des 19. Jahrhunderts nicht den gravierenden Bruch, auf dem Kaiser-El-Safti insistiert, vorausgesetzt, man sieht den Begriffsumfang von „wissenschaftlich“ bei Kant pragmatisch durch das charakterisiert, womit sich Kant selbst in seinem umfangreichen Lebenswerk systematisch auseinandergesetzt hat, und das

ist eben nicht nur die Transzendentalphilosophie. Insofern scheint es mir problematisch, aus dem Ausschluss der Psychologie aus dem engeren Feld der Transzendentalphilosophie durch Kant bereits eine generelle Ablehnung ihrer Wissenschaftsfähigkeit abzuleiten. Kant hat ja etwa auch ausdrücklich eine „psychologisch betriebene“ Ästhetik neben der von ihm geleisteten transzendentalphilosophischen Behandlung für möglich gehalten und zu dieser ermutigt.

Ich zweifle auch daran, dass es tatsächlich das Kantsche Verdikt selbst oder die Umtriebe der Neukantianer waren, was die Entstehung einer wissenschaftlichen Psychologie im Sinne einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin behindert hätte. Der Sog der Physiologie, insbesondere der sinnesphysiologischen Entdeckungen, für die paradigmatisch der Name Helmholtz stehen mag, war wohl für sich stark genug, die Psychologie in ihren Bann zu ziehen. Kants Leitidee, dass unsere Erfahrung durch die Erfahrungsmöglichkeiten unsers Erkenntnisapparates bestimmt wird, mag für die Forschergeneration um Johannes Müller und Hermann von Helmholtz sehr wohl ein starker Anstoß gewesen zu sein, der Struktur dieses Erkenntnisapparats nicht nur mit dem Begriffsinstrumentar der Transzendentalphilosophie nachzuspüren, sondern auch und vor allem mit den Mitteln der neuen Physiologie.

Ungeachtet dessen mag die institutionelle Verankerung der Psychologie innerhalb der philosophischen Lehrstühle im 19. Jahrhundert immer noch stark genug gewesen sei, um der These von Kaiser-El-Safti Nachdruck zu verleihen, dass wesentliche Fragen des Selbst- und Wissenschaftsverständnisses der jungen Psychologie letztlich von den Konzepten und Konstrukten der Philosophie bestimmt wurden. Schon am Beispiel des cartesianischen Dualismus lässt sich zeigen, wie lange die Psychologie an einem „Leib-Seele-Problem“ herumwürgte, das gar nicht einer genuinen psychologischen Fragestellung entsprang, sondern ihr letztlich von der Philosophie aufgedrängt wurde. Ähnliches mag man mit guten Gründen auch für das Konzept einer „reinen“ oder „wahren“ Wissenschaft vermuten, für das die psychologiekritische Kant-Rezeption in Kants Werk gewiss brauchbare Versatzstücke fand. Letztlich war aber damit die Verselbständigung der Psychologie nicht zu verhindern, und man kann darüber streiten, in welchem Ausmaß sie durch eine derartige Berufung auf Kant überhaupt verzögert wurde.

So sehr ich mit Margret Kaiser-El-Safti in der Bewertung einig bin, dass die Psychologie vom empirischen Standpunkt Franz Brentanos und die subtilen theoretischen Arbeiten Carl Stumpfs in der Entwicklung des Selbst- und Gegenstandsverständnisses der Psychologie gerade in der

Abkehr von der Reduktion der Psychologie auf ihren „genetischen“ Aspekt im Sinne Brentanos Meilensteine darstellen, so glaube ich doch, dass die entscheidenden Motive dafür, dass sich die Psychologie am Ende des 19. Jahrhunderts darauf besann, ihr eigenes Gegenstandsfeld zu formulieren und sich nicht der schleichenden Vereinnahmung durch die Physiologie auszuliefern, in den Schriften Wilhelm Wundts zu finden sind, deren Einbezug mir in der sonst so gründlichen und tiefeschürfenden historischen Darstellung dieses Buchs doch deutlich zu kurz gekommen erscheint. Dass gerade Wundt, der immer wieder gegen den Trend der experimentalpsychologischen Verselbständigungstendenzen die Bindung der Psychologie an die philosophischen Grundfragen hervorgehoben hat, letzten Endes doch deren Eigenständigkeit nach Gegenstand und Methode – primär gegenüber der Physiologie aber durchaus auch gegenüber der Vereinnahmung durch die „Geisteswissenschaften“ – betont hat, hat zur Selbstfindung der Psychologie und zu ihrer disziplinären Festigung im Vergleich zu der zweifellos sehr peripheren Stellung, die sie im kantischen Wissenschaftssystem einnahm, vermutlich sehr viel mehr beigetragen als die subtilen Analysen der Brentano-Schule.

Was Kaiser-El-Safti hinsichtlich der sträflichen Vernachlässigung der „vorkantianischen“ Tradition, von den englischen Empiristen bis zu Herder, schreibt, ist als Faktum durchaus richtig gesehen. Es wäre aber wohl wiederum eine Überschätzung der historischen Wirksamkeit Kants, anzunehmen, dass es gleichsam primär der Schatten dieses Giganten gewesen wäre, der diese Ideen verdunkelt hätte. Was die deutsche Romantik an Begriffslyrik über das „Gemüt“ hervorbrachte, muss in den Ohren der naturwissenschaftlichen Pioniere des 19. Jahrhunderts teilweise schon recht altmodisch geklungen haben, aber das wäre wohl auch der Fall gewesen, wenn sie Kant nicht gelesen hätten. Umgekehrt war es wiederum gerade Kant, der der Dreiteilung seiner kritischen Schriften die Tetens'sche Einteilung der menschlichen Seelenkräfte in die des Wahrnehmens, Fühlens und Wollens zugrunde legte und sich auch hinsichtlich der zu dieser Zeit gar nicht selbstverständlichen Einbeziehung des Fühlens ausdrücklich auf Tetens berief. Die Grenze zwischen den durch „Dominanz der Vernunftferkenntnis“ bestimmten (Neo-)Kantianern und den Apologeten des „Gemüts“ dürfte also auch in diesem historische Umfeld nicht so eindeutig zu ziehen sein, als dies von Kaiser-El-Safti nahegelegt wird.

Bleibt schließlich die zentrale Frage, was denn tatsächlich unter der „Idee einer wissenschaftlichen Psychologie“ zu verstehen sei. Margret Kaiser-El-Safti scheitert darunter eher so etwas wie eine zeitenthobene theoretische Basis zu verstehen als ein zeitgeschichtlich bedingtes und in

seiner zeitgeschichtlichen Bedingtheit interpretierbares Konzept. Es ist die Frage, ob man damit nicht einem unerreichbaren platonistischen Ideal nachläuft. Die Idee von „Wissenschaftlichkeit“ hat sich zweifellos im 19. Jahrhundert dramatisch geändert, vor allem insofern, als die Kriterien für wissenschaftliches Vorgehen zunehmend prozedural, also über die Stimmigkeit der Forschungslogik festgelegt wurden und nicht mehr über ein metatheoretisches Gegenstandsverständnis. Dies hat zwar, wie Brentano richtig erkannt und kritisiert hat, das Selbstverständnis der Psychologie im Übermaß auf die „genetische“ Ursachenerklärung festgelegt und dazu verführt, ihre „deskriptive“ Aufgabe zu vernachlässigen, ist ihr aber in ihrer Entwicklung zur selbständigen Disziplin nicht unbedingt zum Nachteil ge- reicht.

In derartigen Interpretationsfragen wird man sich also durchaus auf Kontroversen mit der Autorin einlassen können, und dies liegt nicht zuletzt an der durchgehend spürbaren „Streitbarkeit“ der Argumentation dieses Buchs. Margret Kaiser-El-Safti wollte hier nicht einfach eine historische Sachverhaltsdarstellung liefern, sondern sie hat ein Buch geschrieben, das Seite für Seite Partei ergreift, historische Gewichtungen (etwa zwischen dem „Giganten“ Kant und den vernachlässigten Stimmen aus der Brentano-Tradition) zurechtrücken möchte und durch die Art, wie es Widersprüchlichkeiten aufdeckt, selbst Widerspruch provoziert. Ein Buch also, über das man nächtelang diskutieren könnte, was allerdings voraussetzt, dass man vorher einige Nächte aufwendet, um es zu lesen. Der Umfang und die Dichte der Darstellung stellen Ansprüche, die wohl nur einem begrenzten Leserkreis tatsächlich zuzumuten sind.

Gerade aus diesem Grund muss man die Frage stellen, ob in dieses Buch, das auf eine Habilitationsschrift zurückgeht, nicht doch ein wenig zu viel hineingepackt wurde. Einzelne Kapitel wie etwa die Analyse des kantischen Zeitbegriffs, der Rückgriff auf Leibniz oder die ausführlichen Exkurse in die Phänomenologie und die Gestaltpsychologie hätten für sich recht brauchbare Monographien abgegeben, machen aber, in dieser konzentrierten Form in den weitgespannten Bogen dieser umfangreichen Abhandlung eingespannt, die Lektüre dieses Buches zu etwas, das man eher mit dem Bild eines intellektuellen Marathonlaufes verbindet als mit einem „Lesevergnügen“.

Das Buch stellt also auch für einschlägig trainierte Leser harte Kost dar. Allerdings auch eine provokante, herausfordernde Lektüre, die an vielen Stellen Nachdenklichkeit und das Bedürfnis hinterlässt, vertraute historische Einschätzungen doch noch einmal zu überdenken. Die Fülle an historischen Einzelheiten, auf die das Buch Bezug nimmt, macht es auch

unmöglich, eine Rezension zu schreiben, die seinem theoretischen und theoriekritischen Gehalt wirklich gerecht würde, ohne den Umfang eines Zeitschriftenhefts zu sprengen. Insofern dürfte Margret Kaiser-El-Saftis opus magnum möglicherweise mehr Leser überfordern als fordern. Dies ist aber der einzige Grund, warum man Bedenken haben könnte, es uneingeschränkt zur Lektüre zu empfehlen.

Christian G. Allesch

---

*Der Briefwechsel zwischen William Stern und Jonas Cohn. Dokumente einer Freundschaft zwischen zwei Wissenschaftlern. Hrsg. von H.E. Lück u. D.-J. Löwisch (1994). Frankfurt a. M.: Peter Lang.*

Anmerkungen zu einer noch immer wichtigen Publikation einer fast untergegangenen Briefkultur:

„Aber dies bleibt natürlich absolut entre nous.“ Diese Bitte richtete ein gewisser "Dr. William Stern" aus Berlin am 25.27. V. 1894 an einen "Lieber Herr Dr." alias Jonas Cohn aus Leipzig. Genau hundert Jahre später erscheint dieser Brief in einer umfassenden, chronologisch angeordneten Briefsammlung. Helmut E. Lück von der Fernuniversität Hagen und Dieter-Jürgen Löwisch von der Universität Duisburg haben sie als Band 7 der Beiträge zur Geschichte der Psychologie herausgegeben.

Der Titel des bei Lang in Frankfurt a. M. 1994 erschienenen Bandes *Der Briefwechsel zwischen William Stern und Jonas Cohn* stimmt nicht ganz, denn er verspricht zuviel und – zu wenig. Von einer einzigen möglichen Ausnahme (An Stern d. 29.05.03) abgesehen kommt kein Brief von Jonas Cohn an William Stern vor. Es handelt sich nur um einen halben Briefwechsel zwischen 1893 und 1938, nämlich den mit dem Sender William Stern und dem Adressaten Jonas Cohn. Zu Beginn steht die Anrede "Lieber Herr Dr.!", und Stern unterzeichnet mit "Dr. W. Stern". Daraus wird später "Lieber Freund" und "Dein William Stern". Der Untertitel des Bandes "Dokumente einer Freundschaft zwischen zwei Wissenschaftlern" passt also sehr genau. Warum verspricht der Haupttitel zu wenig? Im Briefwechsel bleiben Stern und Cohn nicht immer unter sich. Auch Ihre Ehefrauen klinken sich später ein, indem sie mitkorrespondieren. So enthält die publizierte Sammlung einige Briefe von Clara Stern an "Meine liebe Frau Cohn", "Meine lieben Cohns", "Lieber Herr Professor" wie auch – am Ende der Sammlung – "Dear friend" und "My